

zwei Seiten zum Kulturkampf, Roepells Haltung in dieser zentralen Frage sei mangels Quellen nicht darstellbar, und bedauert ausgebliebene Ehrungen von polnischer Seite. Die Darstellung von Roepells „Sicht“ der polnischen Nationalbewegung beschränkt sich auf wenige Seiten. Bildete er wirklich das „Bindeglied“ zwischen dieser und dem deutschen Liberalismus (S. 1)? Inwieweit war er repräsentativ für die deutsche liberale Historiographie des 19. Jh.s? Zum Konfessionskonflikt in Schlesien (S. 23) hat Roepell z.B., vom Vf. unbemerkt, im ersten Band der Zeitschrift des *Vereins für Geschichte und Alterthums-kunde Schlesiens* (1856) Stellung bezogen. Was vom Vf. wohl angestrebt war, ist dem Vorwort Lothar Maiers (S. V) zu entnehmen.

Formal und stilistisch hätte die Arbeit dringend einer Redaktion bedurft. G. verwendet häufig die Kollektivform „die Polen“ u.ä. Der Schlußabsatz (S. 199) stellt den stilistischen Tiefpunkt einer sprachlich an vielen Stellen mißlungenen Arbeit dar. Die Zitierweise von Aufsätzen in den Fußnoten ist ungewöhnlich.

Roepells Tätigkeit sei, so Anfang und Schluß der Dissertation, „der Beleg dafür, daß die deutsch-polnischen Beziehungen trotz unterschiedlichen nationalen Interessen, [!] nicht zwingend von unüberbrückbaren Gegensätzen geprägt sein mußten“ (S. 199). Darauf fixiert, vergißt der Autor die Einordnung Roepells in die deutsche und die polnische Historiographie- und politische Ideengeschichte, während die Darstellung der polnischen Nationalbewegungen in dieser Breite unnötig war.

Herne

Wolfgang Kessler

**Hundert Jahre Osteuropäische Geschichte.** Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hrsg. von Dittmar Dahlmann. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 68.) Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2005. 297 S. (€ 60,-)

Vier Problemfelder lassen sich im Fach Osteuropäische Geschichte in Deutschland in den vergangenen Jahren ausmachen, die zu dem Eindruck einer sich zunehmend verfestigenden Krise beigetragen haben: die Diskussion um die womöglich mangelhafte Aufarbeitung der Vergangenheit der Disziplin, der Vorwurf, die Wende von 1989 verschlafen zu haben, die Frage nach der Relevanz des regionalhistorischen Zuschnitts und schließlich der Kampf gegen das allgegenwärtige Diktat von Stellenstreichungen.

Was hätte da nähergelegen, als die Tagung anlässlich des zweiten 100jährigen Jubiläums der Osteuropäischen Geschichte in Berlin<sup>1</sup> dazu zu nutzen, auf die ersten drei Debatten mit überzeugenden Antworten zu reagieren, um sich dann selbstbewußt gegen die gespitzten Rotstifte als eine lebendige und wichtige neue Forschungsergebnisse produzierende Disziplin zu präsentieren, die auch international Anerkennung findet? Es ist nicht auszuschließen, daß solche Überlegungen bei den Verbänden für Osteuropaforschung, die die Berliner Tagung 2002 ausrichteten, eine Rolle gespielt haben. Die Publikation der Tagungsergebnisse enthält zwanzig Beiträge, die zweifellos eine beeindruckende inhaltliche Spannweite entfalten, jedoch keine gänzlich überzeugenden Antworten bieten. Das liegt nicht zuletzt auch daran, daß die Texte formal sehr heterogen sind: Neben umfangreichen und informativen Forschungsberichten stehen knappe Problemskizzen bis hin zu kaum redigierten Vortragsmanuskripten, Erinnerungen und auch dem Autoreferat einer Dissertation.

Roger Chickering befaßt sich mit der Entstehung der Disziplin vor dem Hintergrund des Lamprecht-Streits; plastisch skizziert er die politischen Motive für die Berufung

<sup>1</sup> Die Einrichtung des Extraordinariats für Osteuropäische Geschichte in Berlin 1892 war 1992 Anlaß einer Berliner Tagung über Bilanz, Probleme und Perspektiven der Osteuropäischen Geschichte, siehe dazu KARIN BORCK, MARTIN SCHULZE WESSEL: Betrachtungen zur hundertjährigen Geschichte der Osteuropa-Historie in Berlin, in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1994, S. 135-148.

des Deutschbalten Theodor Schieman und den Widerstand des Berliner historischen Milieus und arbeitet die Prägung Otto Hoetzschs durch Karl Lamprecht heraus. Dittmar Dahlmann orientiert sich in seiner Darstellung der Osteuropaforschung nach 1918 zunächst an der *Zeitschrift für osteuropäische Geschichte* und an *Osteuropa* und präsentiert dann eine Skizze der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde bis zu Hoetzschs Zwangspensionierung 1935. Mit der Zeit des Nationalsozialismus befaßt sich Ingo Haar, der den bekannten paradigmatischen Gegensatz zwischen Osteuropäischer Geschichte und Ostforschung auf den Gegensatz zwischen Otto Hoetzsch und Albert Brackmann zu reduzieren versucht. Diese Gegenüberstellung und insbesondere H.s holzschnittartige Wertungen verstellen jedoch den Blick auf die Tatsache, daß es sich dabei weniger um einen Gegensatz zwischen Personen handelte, sondern eher zwischen zwei verschiedenen politischen Perspektiven auf das östliche Europa. Bezeichnenderweise nimmt der Vf. Hoetzschs Prägung einer preußischen Ostforschung vor dem Ersten Weltkrieg nicht wahr, und – so verdienstvoll dessen Rehabilitierung auch ist – die ihm zugeschriebene Rolle als Vordenker der Europäischen Einigung wird nicht belegt.

Der Entwicklung der Osteuropäischen Geschichte in der Bundesrepublik sind drei Beiträge gewidmet, die Hans Lembergs Selbsteinschätzung folgend als „impressionistische Skizze[n]“ von Zeitzeugen betrachtet werden können. Neben gewiß interessanten Beobachtungen illustrieren sie stellenweise auch die vom Hrsg. eingangs konstatierte „seltsame Scheu“, sich kritisch mit der Geschichte der Disziplin auseinanderzusetzen. Nicht viel besser sieht es mit der Geschichte der Disziplin in der DDR aus. Ludmila Thomas' Darstellung der Ost-Berliner Osteuropaforschung ist dem Argumentationsmuster quellentreuer und politikferner Wissenschaft verhaftet und vermag nicht recht zu überzeugen. Sehr informativ ist dagegen Lutz-Dieter Behrendts Beitrag über das Milieu der Leipziger Osteuropaforschung. Die Bedeutung von Günter Mühlpfordts vorangestellter „Grußadresse“ erschließt sich dem Außenstehenden erst durch Fußnoten in Wolfgang Küttlers Text, der ausführlich die Rahmenbedingung des Systemdualismus schildert. Weitgehend ausgeblendet bleibt aber eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung der (bundesdeutschen) Ostmitteleuropaforschung nach 1945, was nicht zuletzt im Hinblick auf deren außeruniversitäre Basis und ihre Ausweitung nach 1990 ein gravierendes Manko ist. Ihre Berücksichtigung hätte angesichts zahlreicher Klagen über zunehmenden Stellenabbau das notwendige Fundament für ernstzunehmende Forderungen bilden können.

Mit dem wissenschaftlichen Stellenwert der deutschen Osteuropahistoriographie befassten sich in ausführlichen Beiträgen Manfred Hildermeier zur russischen und sowjetischen Gesellschaftsgeschichte und Günther Schödl zur Geschichte Ostmitteleuropas. Hildermeier gibt einen instruktiven Überblick über internationale Forschungsansätze und plädiert für eine kontrolliert eklektische „post-sozialgeschichtliche“ Forschung. Schödl unterstreicht die außerordentliche Produktivität der Ostmitteleuropa-Forschung der letzten Jahre und tritt für ihre Emanzipation von dem vermehrt an sie herangetragenen Anspruch ein, sie solle gegenwartsbezogene Politikberatung leisten. Sehr konzise, aber für die 1990er Jahre doch zu knapp skizziert Klaus Zernack den Stellenwert der mediävistischen Forschungen. Dittmar Schorkowitz' Vorschlag, die Osteuropäische Geschichte im Bereich ethnologischer Forschungen (erneut) auf die Geschichte Rußlands zu reduzieren, vermag nicht recht zu überzeugen. Zwei Autoren befassen sich mit der internationalen Wahrnehmung der deutschen Osteuropaforschung. Während Henryk Olszewski die Leistungen des deutsch-polnischen Historikerdialogs skizziert, bietet Sergej Allenov eine in erster Linie bibliographische Darstellung der sowjetischen Auseinandersetzung mit der „faschistischen Ostforschung“, deren Erkenntnisgewinn nicht deutlich wird und die den Einsatz des Konjunktivs schmerzlich vermissen läßt. Einige jüngere Referent(innen) bzw. Autor(inn)en haben ihre Beiträge nicht zuletzt zur Selbstdarstellung genutzt, was in Zeiten knapper Ressourcen und Stellen eine legitime Strategie sein mag.

Auf die zentrale Frage nach dem Sinn und der Notwendigkeit einer geschichtswissenschaftlichen Erforschung von (Groß)Regionen gibt Holm Sundhausen wichtige

Antworten, die jedoch in einem Text versteckt sind, der sich in erster Linie mit dem Niedergang des Berliner Osteuropa-Instituts beschäftigt. Sundhaussen kann überzeugend darlegen, daß Forderungen nach einem Ausschluß der Kategorie „Raum“ aus der Geschichtswissenschaft ganz offensichtlich auf dem Vorurteil mancher Gutachter beruhen und einer sachlichen Prüfung nicht standhalten. Auf einem anderen Blatt steht freilich die Frage, ob der Niedergang des Berliner Osteuropa-Instituts allein durch wissenschaftspolitische Fehlentscheidungen bedingt war.

Diese Verknüpfung von teils wichtigen wissenschaftsgeschichtlichen wie forschungsperspektivischen Standortbestimmungen mit Klagen über einen allgemeinen Niedergang der Disziplin ist für weite Teile des vorliegenden Bandes symptomatisch. Hier, wie auch in vielen formalen Aspekten, wäre ein stärkeres editorisches Engagement des Hrsg.s dringend erforderlich gewesen. Insgesamt ist hier das Potential zur Profilierung der Disziplin Osteuropäische Geschichte nicht ausgeschöpft worden.

Greifswald

Jörg Hackmann

\* Diese Rezension erschien auch in: sehpunkte ([www.sehpunkte.historicum.net](http://www.sehpunkte.historicum.net)).

**Eduard Mühle: Für Volk und deutschen Osten.** Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung. (Schriften des Bundesarchivs, Bd. 65.) Droste Verlag, Düsseldorf 2005. X, 732 S. (€ 50,-)

Zweifellos gehörte Hermann Aubin zu den einflußreichsten Historikern in der jüngeren Geschichte des Faches, deshalb konnte es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch ihm eine Biographie gewidmet wurde. Eduard Mühle hat nun, auf einer breiten Quellenbasis aufbauend, ein über 600 Textseiten umfassendes Werk zum Leben Aubins vorgelegt, das er in drei große Abschnitte unterteilt hat. In dem „Biographie und Mentalität eines Ostforschers“ betitelten Teil schildert der Vf. Aubins Jugend in einer großbürgerlichen Fabrikantenfamilie im deutsch-tschechischen Grenzgebiet, die ihn mit einer tiefen Abneigung gegen die „tschechische Dienstbotennation“ imprägnierte, andererseits gegen die Wahrnehmung sozialer Spannungen abschirmte; die Schule vermittelte ihm das Bewußtsein einer Überlegenheit der deutschen Kultur seit dem frühesten Mittelalter. Daß die Familie welttoffen und humanistisch geprägt war, hat hingegen ebenso wie die Mitgliedschaft im eher toleranten studentischen „Freiburger Kreis“ keine Spuren hinterlassen. Auch in München und im habsburgischen Wien scheinen die aufregenden intellektuellen Impulse der Moderne und des Vielvölkerstaates an ihm abgeprallt zu sein; Aubin revidierte seine Vorurteile über ‚den Osten‘ nicht, erst recht nicht im Krieg, und eine spätere Gastdozentur in Kairo (1931-33) verfestigte nur seine Vorstellungen von einer angeblichen Überlegenheit der westlichen Welt. Die Professur im Rheinland, dann erneut im Grenzraum zum ‚Osten‘, in Breslau, schließlich die Rückkehr in den Westen, nach Hamburg – wie nur wenige war Aubin von früh an divergierenden kulturellen Einflüssen und Grenzerfahrungen ausgesetzt, die ihn offenbar nicht einmal ansatzweise tangierten. Den Raum außerhalb des abendländischen Kulturkreises konnte er nur in Klischees beschreiben, und so gerann in seiner Vorstellungswelt der Osten zu einer „weite[n] eintönige[n] Fläche, die zivilisatorisch geradezu ‚leer‘ erschien und damit leicht zur Projektionsfläche deutscher Kulturarbeit und Annexionsträume werden konnte“ (S. 58).

Aubins Haltung zur Weimarer Republik bleibt diffus, mit dem Nationalsozialismus arrangierte er sich mühelos, ohne ihn vorher euphorisch bejubelt zu haben – so, wie er die Demokratie zuvor nicht bekämpft hatte. Er hätte sich auf die akademische Lehre konzentrieren können, doch Aubin entschied sich „für ein freiwilliges politisches Engagement zugunsten des NS-Regimes“ (S. 118). Selbst bei Kriegsende war er unfähig, sich die eigene „ideologische Verblendung“ (S. 123) und seine hohe Affinität zum „Dritten Reich“